Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 9

Artikel: Kamilla und Peter [Fortsetzung]
Autor: Musset, Alfred de
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926160

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

er doch auch zu den Christen, zu denen er sich schon lange gehalten hatte. Und für sein Fasten hielt er sich andern Tages, am Hochzeitstage seines Bruders, schadlos, so daß er wieder meine Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Aber diesmal war es nicht Herzweh — der Schmerz saß weiter unten! Es war eine eigenartige Situation, aber ich konnte es nicht über mich bringen, diesen armen Jungen, der so gerne Christ sein wollte, zurückzuweisen. Möge der Herr auch aus dem Munde dieses Unmündigen sich sein Lob bereiten!" (Eingesandt von Pfr. Köchlin.)

Zur Unterhaltung

Kamilla und Peter.

Von Alfred de Musset. (Forts.)

An diesem Orte war es, wo ihn der Onkel Giraud eines Morgens plötzlich aufsuchte. Bereits am Tage, nachdem er die beiden Liebenden zusammen überrascht hatte, verließ er mit seiner Nichte Paris und brachte sie nach dem Mans, wo er sie in seinem eigenen Hause ließ, wo sie das Ergebnis des Ganges, den er zu unternehmen im Begriff stand, abwarten sollte.

Peter, von dieser Reise verständigt, hatte versprochen, treu zu sein und sein Wort einzulösen. Seit langem Waise, Herr über sein Vermögen, hatte er einzig die Meinung seines Vormundes einzuholen, und sein Wille hatte kein Hindernis zu befürchten. Der Onkel seinerseits wollte wohl als Vermittler dienen und trachten, die beiden jungen Leute zusammenzubringen, gab jedoch nicht zu, daß die erste Zusammenkunft, die ihm seltsam erschien, sich nicht anders als mit der Einwilligung des Vaters und des Notars wiederhole.

Bei den ersten Worten des Onkels Giraud zeigte der Chevalier, wie man sich leicht denken kann, das größte Erstaunen. Als der gute Mann anfing, ihm das Zusammentreffen in der Oper zu erzählen, dann von jener seltsamen Szene in Kamillas Zimmer und von dem noch sonderbareren Antrage, da hatte der Chevalier Mühe, zu begreifen, daß ein solcher Roman möglich wäre. Indessen war er genötigt, zu erkennen, daß man im Ernste mit ihm redete, und die Einwände, die er schon früher hegte, stellten sich auch gleich seinem Geiste vor.

— Was wollen Sie? — sagte er zu Giraud. Zwei gleicherweise unglückliche Wesen vereinen? Ist es denn nicht genug, dieses arme Geschöpf, dessen Vater ich bin, in der Familie zu haben? Muß unser Unglück noch vergrößert werden, indem wir ihr einen Gatten geben, der wie sie selber ist? Bin ich dazu bestimmt, mich von Wesen umringt zu sehen, die von der Welt verworfen, Gegenstände der Verachtung und des Mitleids sind? Soll ich mein Leben mit Stummen verbringen, inmitten ihres schrecklichen Schweigens altern? Meinen Namen, auf den ich, Gott weiß es, nicht eitel bin, der aber doch schließlich der meines Vaters ist, soll ich Unglücklichen hinterlassen, die ihn weder unterzeichnen, noch ihn aussprechen können?

— Ihn aussprechen, das wohl nicht, — sagte Giraud, — aber ihn unterzeichnen, das ist etwas anderes.

— Ihn unterzeichnen! — rief der Chevalier. — Sind Sie denn der Vernunft beraubt?

— Ich weiß, was ich sage, und dieser junge Mann kann schreiben, — gab der Onkel zurück. Ich bezeuge und bestätige Ihnen, daß er sogar sehr gut und sehr fließend schreibt, wie es übrigens sein Antrag beweist, den ich in der Tasche habe und der sehr ehrlich gemeint ist.

Der gute Mann zeigte dem Chevalier zugleich das Papier, auf das der Marquis von Maubray die wenigen Worte verzeichnet hatte, die zwar in lakonischer, aber klarer Weise den Gegenstand seines Ansuchens darlegten.

— Was bedeutet das? — sagte der Vater. Seit wann halten denn die Taubstummen die Feder? Welches Märchen erzählen Sie mir da, Giraud?

Meiner Treu, — sagte Giraud, ich weiß nicht, wie eine solche Sache zugehen kann. Die Wahrheit ist, daß meine Absicht einfach die war, Kamilla zu zerstreuen und mit ihr gemeinsam das anzusehen, das man Pirouetten nennt. Dieser kleine Marquis war zufällig da, und es ist sicher, daß er eine Schiefertafel und einen Stift hatte, deren er sich recht flink bediente. Ich hatte, gleich Ihnen, immer gemeint, daß man stumm sei, um nichts zu sagen; dem ist aber ganz und gar nicht so. Es scheint, daß man heute eine Entdeckung gemacht hat, mit deren Hilfe alle diese Leute sich verstehen und die Unterhaltung sehr gut führen können. Man sagt, es sei ein Abbé, dessen Namen ich nicht mehr weiß, der diese Entdeckung gemacht hat. Was mich anbelangt, so können Sie sich denken, daß der Schiefer mir nie zu etwas anderem gut zu sein schien, als die Dächer damit zu decken; aber diese Pariser sind so schlau! —

Ist es Ernst, was Sie da sagen?

— Voller Ernst. Dieser kleine Marquis ist reich, ein hübscher Junge; er ist Edelmann und ein galanter Mann; ich bürge für ihn. Bedenken Sie, bitte, eine Sache: was werden Sie mit dieser armen Kamilla beginnen? Sie redet nicht, es ist wahr; aber das ist nicht ihre Schuld. Was wollen Sie, daß aus ihr werde?

Sie kann doch nicht immer Tochter bleiben. Da ist ein Mann, der sie liebt und der, wenn Sie sie ihm geben, ihrer wegen ihres Gebrechens nie überdrüssig wird: weiß er doch aus eigener Erfahrung, was es damit ist. Diese Kinder verstehen sich, ohne daß sie sich anschreien müssen. Der kleine Marquis kann lesen und schreiben; Kamilla wird es ebenfalls lernen, und das wird ihr nicht schwerer fallen, als dem andern. Sie denken wohl, daß Sie das Recht hätten, mir in das Gesicht zu lachen, wollte ich Ihnen empfehlen, Ihre Tochter an einen Blinden zu verheiraten; ich schlage Ihnen aber einen Taubstummen vor, was vernünftiger ist. Sie werden zugeben, daß Sie seit sechzehn Jahren, seitdem Sie diese Kleine besitzen, sich nie so recht über sie getröstet haben. Wie wollen Sie denn, daß ein Mann, der wie alle Welt beschaffen ist, sich mit Kamillas Wesen abfinden solle, wenn Sie, ihr Vater, es nicht imstande sind? —

Während der Onkel sprach, warf der Chevalier von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem Grabe seiner Gattin und schien in tiefes Nachdenken versunken.

Meiner Tochter Schrift und Sprache verschaffen! — sprach er nach langem Schweigen. — Wird Gott das zugeben? Ist es möglich?

In diesem Augenblicke trat der Pfarrer eines benachbarten Dorfes in den Garten; er war im Schlosse zu Tische geladen. Der Chevalier begrüßte ihn mit zerstreuter Miene; dann aber, plötzlich aus seiner Träumerei auffahrend, fragte er ihn:

Abbé, — sagte er —, Sie wissen öfter Neuigkeiten zu erzählen und lesen auch die Zeitungen. Haben Sie von einem Priester sprechen gehört, der es unternommen haben soll, die Taubstummen zu erziehen?

Unglücklicher Weise war der Mann, an den diese Frage gerichtet wurde, ein echter Landpfarrer jener Zeit, ein einfacher und guter Mann, jedoch unwissend und alle Vorurteile eines Jahrhunderts teilend, das deren so viele und so unheilvolle aufwies.

Ich weiß nicht, was Monseigneur sagen wollen, antwortete er, den Chevalier als Gutsherrn behandelnd, — wenn damit nicht der Abbé de l'Epée gemeint sein soll?

Gerade um den handelt es sich, — rief der Onkel Giraud. — Das ist der Name, den man mir genannt hat; ich konnte mich nur nicht mehr darauf besinnen. — Nun wohl — sagte der Chevalier, — was soll man darüber denken?

Ich möchte, — erwiderte der Pfarrer, — nur mit der größten Behutsamkeit über eine Sache reden, in welcher ich nicht völlig unterrichtet bin. Ich halte mich jedoch für berechtigt, den Auskünften nach zu schließen, die mir darüber zu Ohren gekommen sind, zu glauben, daß dieser Herr de l'Epée, der im übrigen eine sehr verehrungswürdige Persönlichkeit zu sein scheint, das Ziel, das er sich gesteckt, noch nicht erreicht hat.

Was meinen Sie damit? — fragte der Onkel.

Ich meine, — sagte der Pfarrer, daß die reinste Absicht manchmal auch ein verfehltes Ergebnis zur Folge haben kann. Es steht außer Zweifel, daß, wie ich gehört habe, die lobenswertesten Anstrengungen gemacht worden seien; ich habe aber allen Grund, zu glauben, daß die Anmaßung, die Taubstummen lesen lehren zu wollen, wie Monseigneur sagt, ganz und gar ein Hirngespinst ist.

Ich habe es aber mit eigenen Augen gesehen, versicherte Giraud. — Ich habe einen Taubstummen schreiben gesehen!

Ich bin weit davon entfernt, — erwiderte der Pfarrer, — Ihnen in irgendeiner Weise widersprechen zu wollen; jedoch haben mir gelehrte und ausgezeichnete Personen, unter denen ich selbst Doktoren der Pariser Fakultät nennen könnte, auf das Entschiedenste versichert, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit sei.

Ein Ding, das man sieht, kann nicht unmöglich sein, entgegnete der gute Alte, ungeduldig werdend. Ich habe fünfzig Meilen zurückgelegt, um einen Zettel, den ich in der Tasche habe, dem Chevalier zu zeigen. Da ist er; das ist klar, wie der Tag.

So sprechend, hatte der alte Maurermeister sein Stück Papier abermals aus der Tasche gezogen und hielt es dem Pfarrer vor die Augen. Dieser, halb erstaunt, halb gereizt, prüfte den Zettel, wandte sich hin und her, las ihn mehrmals mit lauter Stimme und gab ihn dem Onkel zurück, ohne recht zu wissen, was er dazu sagen sollte.

Der Chevalier schien die ganze Erörterung überhört zu haben; er fuhr fort, schweigend einherzuschreiten und seine Ungewißheit wuchs von Minute zu Minute.

Wenn Giraud recht hat, — dachte er, —

und ich weise den Vorschlag zurück, so handle ich gegen meine Pflicht; es würde beinahe ein Verbrechen sein, das ich beginge. Eine Gelegenheit findet sich, wo dies arme Mädchen, dem ich bloß den Anschein des Lebens gegeben habe, eine Hand findet, die in der Finsternis, in die sie versenkt ist, die ihre sucht. Ohne aus dieser Finsternis herauszutreten, kann sie wähnen, daß sie glücklich sei. Mit welchem Rechte hinderte ich sie daran? Was würde ihre Mutter sagen, wenn sie da wäre?

Und abermals wandte sich der Blick des Chevaliers zu der Grabstätte; dann nahm er den Arm des Onkels Giraud, ging mit ihm einige Schritte abseits und sagte leise: Tun Sie, was Sie für gut finden.

Das nenne ich einen glücklichen Entschluß! sagte der Onkel. Ich gehe sie holen; sie ist bei mir, wir kommen bald miteinander zurück.

Niemals! — entgegnete der Vater. — Trachten wir zusammen, daß sie glücklich sei; aber sie wiedersehen kann ich nicht!

Peter und Kamilla wurden in der Kirche der Petits Pères getraut. Der Hofmeister und der Onkel waren die einzigen Trauzeugen. Als der amtierende Priester die gebräuchlichen Fragen an sie richtete, entledigte sich Peter, der hinlänglich darüber unterrichtet war, wann er den Kopf zum Zeichen der Bejahung zu neigen hätte, ziemlich gut seiner Rolle. Kamilla sah nur den Gatten an und neigte gleich ihm das Haupt.

Sie hatten sich nur wenig gesehen und schon geliebt. Als sie aus der Kirche traten, für immer miteinander verbunden, da kannten sie sich noch kaum. Der Marquis besaß ein ziemlich großes Haus. Nach dem Gottesdienst stieg Kamilla in ein glänzendes Gefährt, das sie mit kindlicher Neugierde betrachtete. Das Haus ihres Gatten, nunmehr auch das ihre, bildete für sie nicht minder einen Gegenstand des Staunens. Diese Gemächer, diese Pferde, dieses Gesinde, was alles ihr angehören sollte, kamen ihr wie ein Märchen vor. Man war übereingekommen, daß diese Hochzeit ohne Lärm vor sich gehen sollte; das ganze Fest bestand aus einem einfachen Souper. (Fortsetzung folgt.)

Zur Belehrung

Eine verständige Frau an ihren unglücklichen Mann

(der in der Strafanstalt Lenzburg saß).

Lieber Mann!

Ich will Dich nicht allzu lange auf ein Lebenszeichen von uns warten lassen, da es Dir doch allemal Freude macht, wenn Du etwas von uns vernimmst, wie es ja auch mich freut, wenn ein paar Buchstaben von Dir einrücken. Und ich muß Dir gestehen, ich freue mich schon heute wieder auf Deinen nächsten Brief, trotzdem er mir für mein Auskommen nichts nützt. Aber es muß ja gleichwohl gehen.

Wie ich es mache, daß ich auskomme, fragst Du mich. Kannst wohl denken, mit Arbeiten, was in meinen Kräften liegt, für das liebe, gute Geld; denn auf Kredit gibt man einer unglücklichen Frau nichts, sodann mit Sparen und Abteilen. Ach, die Kinder machen mir den größten Kummer! Bis dahin konnte ich sie noch in der Stube behalten; aber jetzt möchten sie eben auch hinaus. Aber schaffen und zugleich ein Auge auf die Kinder haben? Ja, so angestrengt schaffen, nur um das kümmerliche tägliche Dasein fristen zu können, das ist gewiß eine harte Aufgabe für eine Frau, zumal sie ja doch unschuldig ist am Unglück.

Du denkst vielleicht, Du seiest für Dein Vergehen zu hart bestraft. Schau, ich meine es aufrichtig mit Dir. Wir müssen viel härter unter Deinem Unglück leiden; Deine Frau muß alle Tage von früh bis spät angestrengt auf den Verdienst sehen und die Kinder und die Haushaltung zum größten Teil vernachlässigen, was mir gewiß weh genug tut. Du kannst doch wenigstens ungesorgt essen, was ich mit meinen vier Kindern ja nicht kann. Ja, ja, Gott hat hier zwei Unglückliche zusammen getraut; aber wo kommt das Unglück her? Denke einmal nach, ob es nicht manchmal besser gewesen wäre, wenn Du daheim bei Weib und Kindern, vielleicht auch bei Kaffee- oder Teekrug, gesessen wärest, statt beim Most, Bier, Wein oder sogar Schnaps, wo doch nur Unglück darin ist. Ob nun das jetzige Unglück Dich den Fehler am rechten Orte suchen lehrt? Siehe, ich wünsche es von ganzem Herzen, und dann wird, wenn Gott will, noch ein rechter Mensch aus Dir